

Wolfgang Schütz

## **Steine, Scherben, Namen.**

### **Der Geschichte unserer heimischen Landschaft auf der Spur**

Am Ende des letzten Jahrtausends behelligte mich ein Anrufer mit der sensationellen Nachricht, dass er als Bundeswehrrekrut während eines nächtlichen Biwaks auf dem Merklinger Horn beim Verrichten seiner Notdurft im Mondschein eine der größten jungsteinzeitlichen Festungsanlagen Europas entdeckt habe. Ich konnte ihn nicht davon überzeugen, dass dort am Südhang seit dem Mittelalter Heckengäuwein angebaut wurde und dass die Steinwälle nichts als bauernschweißgetränkte Lesehaufen sind. Auch auf den Höhen des Hönig musste sich im Sommer 1949 ein Häufchen heimischer Honoratioren vom damaligen württembergischen Oberarchäologen Prof. Oscar Paret, einem gebürtigen Heckengäuer aus Dachtel, belehren lassen, dass auch die dortigen Riegel kein schwäbisches Troja, sondern triviale Steinlesehaufen sind. Jüngst raunte mir gar ein Performance-Künstler aus der Esoterik-Szene zu, dass „aus geomantischer Sicht“ dort oben „einige Ley-Linien zusammenlaufen“ und dass er den Predigtplatz für ein „interdimensionales Tor“ halte. So bringen die Steinriegel des Heckengäus immer wieder phantasiebegabte Natur- und Kulturfreunde ins Grübeln und Träumen. Das war nicht immer so. Noch 1852 fällt der Topograph Paulus in der Leonberger Oberamtsbeschreibung ein wenig schmeichelhaftes Urteil über diesen Landstrich:

*„Eine Ungefälligkeit in den Formen und besonders die Häufigkeit von Steinwällen (Steinriegeln), die der fleißige Landmann, um sich den Bau seines Feldes zu erleichtern, seit Jahrhunderten hier zusammengetragen hat, geben der Gegend ein steriles Aussehen und verleihen dem sonst freundlichen Bild des Oberamtsbezirks einen Zug, der nichts Ansprechendes hat und offenbar den minder schönen Theil desselben ausmacht.“<sup>1</sup>*

Nun kam ich selbst ins Grübeln, als mich der Naturschutzbund Weil der Stadt um einen Beitrag zu seinem 100-jährigen Jubiläum bat, der sich – etwas vage über den grünen Daumen gepeilt – irgendwie mit dem heimischen Heckengäu von anno dazumal befassen sollte. Man erwartete doch – so hoffte ich – keine Mutmaßungen über neolithische Nistkästen oder die kultische Verehrung der Mistel bei den Kelten. Da ich mich dem Heckengäu als Ganzem keineswegs gewachsen fühlte, musste ich mich auf den Horizont der Muschelkalkhügel beschränken, die unser – dem Topographen Paulus zum Trotz - liebliches Würmtal zwischen Hönig und Mönchsloh, zwischen Blammerberg und Steckental umsäumen. Mit gelegentlichen Seitenblicken ins Renninger Becken. Auch zeitlich wollte ich mir Zügel anlegen und nur erzählen, wie sich diese Kulturlandschaft in ihren frühen Kindheits- und Jugendjahren im Miteinander und Gegeneinander von Natur und Mensch entwickelt hat. Und als kontinuierliches, jahrtausendealtes Hintergrundgeräusch sollte man dabei das leise Klacken der Steine im Ohr behalten, das entsteht, wenn sie von schwieligen Bauernhänden vom Feld auf die heckenbewachsenen Steinriegel geworfen werden.

#### ***Punktlandung in der Jungsteinzeit***

Im Frühjahr 1953, ein paar Tage vor Ostern, fand auf der dampfenden Scholle eines Weil der Städter Ackers eine höchst symbolträchtige Begegnung statt. Die Szene: Arbeiter des damals noch schlicht „Energieversorgung Schwaben“ genannten Stromanbieters graben ein Loch in die heckengäuliche Heimateerde. In diesem Loch wollen sie den ersten Betonmasten einer neuen Stromleitung versenken, welche fortan die schwäbische Energie vom Transformatorenhaus am Sägeweg quer über die Weiler Flur zum Heinrichsberg

hinauftransportieren soll. Doch plötzlich befördert die Schaufel keinen gelben Lehm mehr aus der Grube, sondern pechschwarze, speckige Erde. Und darin eingeschlossen: Topfscherben mit reihenweise eingekerbten, teppichartigen Ziermustern in Tiefstichttechnik. Den heimischen Hobbyarchäologen ist sofort klar, dass die Verzierungen den Fund einwandfrei der jungsteinzeitlichen „Rössener Kultur“<sup>2</sup> zuordnen ließen.<sup>3</sup> Damit waren zum ersten Mal Zeugen der frühesten Bauernkultur Europas auf Weiler Gemarkung ans Tageslicht gekommen. Keramikfragmente, die vor rund sechseinhalbttausend Jahren in einer Abfallgrube entsorgt worden waren, über ein Jahrtausend, bevor Ötzi, der Gletschermann, auf Eis gelegt wurde. Symbolträchtig war die Begegnung von Elektromast und Topfscherben insofern, als sie den Beginn und das vorläufige, offene Ende der langen Geschichte menschlicher Eingriffe in die Ökologie unserer Landschaft markiert.

Dem Jungbauern Walter Buhl, dem der archäologische Schatzacker gehörte, waren die schwarzen Bodenverfärbungen schon lange aufgefallen. Auch Gefäßscherben hatte die Pflugschar bereits zu Tage gefördert. Und als er dort sieben Jahre später die Baugrube für seinen neuen Aussiedlerhof ausheben ließ, wurde es zur Gewissheit: Er hatte punktgenau dort gesiedelt, wo in grauer Vorzeit das vermutlich erste steinzeitliche Bauerndorf stand. Denn nun waren außer den Gefäßresten noch weitere Beweismittel für die frühe Sesshaftigkeit aufgetaucht: Im wörtlichen Sinn steinzeitlich waren die Bruchstücke eines Messers und eines Beils aus geschliffenem Hornblendeschiefer. Dann kamen zahlreiche Knochen von Rind und Schwein zum Vorschein, also Reste von Haustieren, und wo es Haustiere gab, gab es auch Häuser. Von ihnen war nur der Lehm übrig geblieben, mit dem man das Flechtwerk der Außenwände bestrichen hatte. Diese Lehmbrocken hatten nur überlebt, weil sie wahrscheinlich beim Brand des Hauses selbst zu Keramik gebrannt worden waren. Die schwarze Kulturschicht war der Überrest einer Abfallgrube, deren dunkle Färbung von Speiseresten, Mist, Asche und Brandschutt herrührte. Mehrere solche schwarze Platten, die im Umkreis von 70 m über das Gelände verstreut lagen, ließen den Schluss auf eine ganze Gruppe von Häusern zu. Schließlich wurde als bedeutendster Fund noch der Mahlstein einer Handmühle aus Granit geborgen.<sup>4</sup> Damit hatte man das ganze Indizienbündel für die „Neolithisierung“ des mittleren Würmtals beisammen: den Mahlstein als Beleg für den Ackerbau, die Haustierknochen für die Viehzucht, den Hüttenlehm für die Sesshaftigkeit, das geschliffene, nicht mehr geschlagene Steinbeil für den technologischen Fortschritt und die Gefäßscherben für die Vorratshaltung.

Die Archäologie sieht im Übergang von der alten Jäger- und Sammlerkultur zur Landwirtschaft eine so einschneidende Zäsur, dass sie mit ihr eine neue Geschichtsepoche beginnen lässt: das Neolithikum – oder schlichter ausgedrückt: die Jungsteinzeit. Es war die wohl bedeutendste Umbruchsepoche der Menschheitsgeschichte, ohne die es unsere heutige Zivilisation nicht gäbe. Als die vorgeschichtlichen Bauern ihre Hütten zwischen Würm und Mittelberg errichteten, lagen die Anfänge dieser Entwicklung, die der genial-exzentrische britische Archäologe Vere Gordon Childe als „neolithische Revolution“ bezeichnet hat, schon Jahrtausende zurück. Gemessen an den unendlich langen Zeiträumen davor, in denen sich die Lebensweise der Menschen so gut wie nicht veränderte, erscheint die nur ein paar Jahrtausende dauernde Neolithisierung tatsächlich als ein revolutionärer Umbruch, der sich in geradezu atemberaubendem Tempo vollzog.

Die meisten Forscher sind heute der Ansicht, dass die Zähmung von Wildrind, Schaf und Ziege und damit die Viehzucht sowie die Domestizierung von Wildgetreide und damit der Ackerbau vor weit über 12 000 Jahren im sogenannten „Fruchtbaren Halbmond“ begann, einem Gebiet, das sich von der Levante über Ostanatolien und das Zweistromland bis in den Iran erstreckt. Vor 7500 Jahren exportierten anatolische Auswanderer diese Kulturtechniken

samt Zuchtvieh, Saatgut und Keramik über den Bosphorus nach Europa. Aber, wie Anthropologen der Universität Mainz jetzt erstmals glauben molekulargenetisch nachweisen zu können, sei dieses landwirtschaftliche Knowhow nicht durch Mund-zu-Mund-Propaganda zu den hier alteingesessenen Jägern und Sammler gelangt, sondern die anatolischen Ackerbauern seien leibhaftig nach und nach donauaufwärts über die ungarische Tiefebene bis in unsere Breiten vorgerückt und hätten sich hier angesiedelt. Denn die DNA ihrer Skelette stimme überraschend mit der heute lebender Orientalen überein.<sup>5</sup> Nun bleibt nur abzuwarten, ob das nicht durch eine neue Studie widerlegt wird ...

Diese frühesten ackerbauenden Siedler werden von den Archäologen nach der Verzierung ihrer Tongefäße als Linearbandkeramiker bezeichnet. Sie ließen sich in unserer Gegend vor allem auf den fruchtbaren Böden nieder, die dort am Westrand der Keuperhöhen entstanden waren, wo die Winde der Eiszeit den mineralreichen, feinkörnigen Lösslehm hingeweht hatten. Als Siedlungsgebiet kam daher bei uns besonders das Strohgäu in Frage. Gerlingen rühmt sich im Internet, dass auf seiner Gemarkung „das älteste bandkeramische Dorf Württembergs“ liege. Man weiß inzwischen durch die zahlreichen Funde, dass die neolithische Besiedelung des Neckarraums schon verhältnismäßig dicht war. Auf der Suche nach bebaubarem Land mussten sich die Menschen daher wohl bald auch auf den weniger fruchtbaren Böden unserer Gegend ansiedeln. Hier, wo die Hügel des Hauptmuschelkalks das Heckengäu bilden, gab's viele Steine zwar, doch wenig Löss. Nicht zufällig hat der Volksmund diesen mageren Böden den sarkastischen Beinamen „des Teufels Hirnschale“ gegeben. Jungsteinzeitliche Funde sind hier deshalb wesentlich seltener. Ob noch mehr im Boden liegt, weiß man nicht, da der junge Altphilologe Dietrich Mannsperger, der 1953 begeistert vom Rössener-Fund berichtet hatte, und sein Vater, Studiendirektor Eugen Mannsperger, die bislang letzten archäologischen Mohikaner von Weil der Stadt waren, die mit aufmerksamem Auge das Gelände nach Zeugen der Vorzeit absuchten. Bei der rasanten Zersiedelung seit den 60er Jahren fielen zweifellos viele Spuren unentdeckt dem Bagger zum Opfer.

Immerhin hatte man aber schon vor dem Rössener-Fund in Weil der Stadt im Merklinger Gewann *Stern*, oberhalb der *Knappshalde* nördlich der Planmühle, sogar einzelne Scherben aus einer Siedlung der ältesten Bauernkultur, der Linearbandkeramiker, aufgelesen. Mit diesen beiden Funden konnte also der Beginn der Zivilisation um ein paar Jahrhunderte zurückdatiert und um ein paar Kilometer nach Westen gerückt werden, weiter, als man bisher vermutet hatte. Was für ein Landschaftsbild mag sich nun den ersten bäuerlichen Siedlern dargeboten haben?

### ***Aus der Wildnis wird eine Kulturlandschaft***

Alle Veränderungen in der Landschaft waren bis dahin jahrtausendlang von der Natur selbst besorgt worden. Kälteperioden und Warmzeiten folgten aufeinander. Mit den Schwankungen des Klimas wandelte sich auch das Gesicht der Landschaft. Nach dem Ende der letzten Kältepoche, der Würmeiszeit, vor etwa 12 000 Jahren begann die Rückwanderung der Wälder in die baumlose Tundra. Als sich die erste Bauernkultur anzusiedeln begann, war dieser Prozess im Wesentlichen abgeschlossen. Die Zuwanderer trafen eine fast das ganze Land bedeckende Eichenmischwaldvegetation an. Wälder, soweit das Auge reichte, die Jagdgründe der nomadisch lebenden Urbevölkerung. Ihre Jagdpfade und Lagerplätze griffen nicht verändernd in das Landschaftsprofil ein. Das änderte sich erst mit der Ankunft der Ackerbauern und Viehzüchter. Die Anfänge der Landwirtschaft dürften sich auf kleinen Anbauflächen im Urwald abgespielt haben. Jedoch entstanden noch lange keine blühenden Landschaften, keine permanent offenen Ackerfluren und Weidegründe. Denn zuerst mussten dem Wald die Anbauflächen abgerungen werden. Das Fällen der Bäume mit primitiven

Steinbeilen - das haben praktische Versuche der experimentellen Archäologie gezeigt - war zwar möglich, aber auch sehr mühsam und zeitraubend. Es fehlten auch die technischen Hilfsmittel, um die Bäume mit Wurzel, Stumpf und Stiel zu entfernen.

Ein hoher Anteil an Flugholzkohleteilchen im Boden deutet darauf hin, dass das Kulturland durch Brandrodung gewonnen worden sein könnte. Auf Grund der Ergebnisse von Langzeitexperimenten könnte man sich folgendes Szenarium vorstellen<sup>6</sup>: Das geschlagene Stammholz und das Unterholz wurden nach dem Trocknen zu einer Walze geschichtet, angezündet und gleichmäßig über den Boden gezogen, bis die gesamte Vegetationsfläche zu Asche verbrannt war. Kurz nach dem Brand wurde dann mit Hilfe des Grabstocks das Getreide in Saatlöchern ausgesät. Wegen des Wurzelwerks im Humus kamen noch keine Pflüge zum Einsatz. Auch fehlten noch die Zugtiere. Durch den Brand waren in der Asche die mineralischen Nährstoffe gelöst worden und konnten dadurch von den Getreidepflanzen besser aufgenommen werden, d.h. die Asche war der beste Dünger. Auf Grund der Schwarzfärbung erwärmte sich auch der Boden schneller, wodurch im Frühling das Wachstum beschleunigt wurde. Auch das Unkraut blieb aus. Experimente haben gezeigt, dass die Ersterträge nach der Brandrodung besonders hoch waren. Wenn die Erträge in den darauffolgenden Jahren einbrachen, weil der Boden unfruchtbar geworden war, rodete man vermutlich neue Anbauflächen, ließ die alten unbebaut, bis sie nach ein bis zwei Jahrzehnten wieder bewaldet waren, um sie dann erneut durch Überbrennen nutzbar zu machen.

Der Feldbau führte aber auch letzten Endes zur Sesshaftigkeit. Der Wald lieferte das Rohmaterial zum Hausbau. Und die Bandkeramiker bauten Holzhäuser von beachtlicher Länge, in denen Mensch und Vieh hausten. Wie der Feldbau muss auch die Weide des Viehs ursprünglich im Wald stattgefunden haben, da es bei einer geschlossenen Walddecke ja auch kein offenes, natürliches Weideland gab und der Laubwald mit Eichen und Bucheckern genügend Futter bereitstellte. Der Verbiss an Baumschösslingen durch das Weidevieh trug ebenso wie der große Flächenverbrauch durch die Brandrodung und der Einschlag von Bau- und Brennholz zur Reduzierung des Waldes bei. Diese ersten massiven Eingriffe des Menschen in den Haushalt der Natur führten in den folgenden Jahrtausenden ganz allmählich zu einer Veränderung des ursprünglichen Landschaftsbildes.

Aber machen wir uns nichts vor: darüber, wie sich dieser Wandel im Einzelnen vollzog und welche Menschen daran beteiligt waren, wissen wir herzlich wenig. Es ist, als stünden wir vor einer endlos langen, geschlossenen Bretterwand. In großen Abständen befinden sich vereinzelte Astlöcher oder schmale Ritzen im Holz, durch die wir auf die Welt hinter den Brettern spähen können. Aber es sind nur winzige, beschränkte Weltausschnitte ohne Zusammenhang, Momentaufnahmen aus unermesslichen Zeiträumen. Zwischen dem Mahlstein vom Sägeweg und dem zeitlich nächsten Fund, Keramikscherben der sogenannten Glockenbecherkultur (ca. 2600-2200 v.Chr.) beim Eselspfad, klafft ein Intervall, der dem Zeitraum von Christi Geburt bis zur Gegenwart entspricht. Da hatten sich die Bandkeramiker längst spurlos aus der Geschichte verabschiedet. Die Mainzer Genetiker haben nämlich auch herausgefunden, dass weder die Jäger der Mittelsteinzeit noch die neolithischen Ackerbauern zu den genetischen Vorfahren der heutigen Europäer gehören. Vor diesem Hintergrund ist es fraglich, ob unsere Gemarkung in diesem Zeitabschnitt kontinuierlich von Menschen bewohnt war.

Andererseits hat sich – wie uns die Archäologen sagen - gerade in diesem Zeitraum so viel verändert. Der bearbeitete Stein als Rohmaterial vieler Arbeitsgeräte und Waffen wurde Schritt für Schritt vom Metall abgelöst. Zuerst kam das Kupfer. Ötzi, der berühmteste Zeitzeuge der Kupferzeit, hatte ein gegossenes Kupferbeil in seinem Marschgepäck. Mit der

wachsenden Zahl an Funden in ganz Europa ist das Bild der prähistorischen Zivilisation differenzierter, aber auch verwirrender geworden. Immer neue „Kulturen“ kamen zum Vorschein. Um 2200 v.Chr. wurde die wesentlich härtere Kupfer-Zinn-Legierung Bronze als Werkstoff entdeckt. Da war die Cheopspyramide schon ein paar hundert Jahre alt. Eine kleine Lebensspur aus dieser Epoche fand sich auch auf der Weiler Gemarkung. Auf der Flur Hochstraße wurden zwischen 1937 und 1949 Hüttenstellen der Bronzezeit angeschnitten und unter einem fränkischen Grab Reste eines Back-oder Brennofens entdeckt.<sup>7</sup> Die Fundstücke sind aber verschollen.

Schließlich hielt im 8. Jahrhundert v. Chr. der Werkstoff Eisen seinen Einzug in den mitteleuropäischen Raum. Mit eisernen Pflugscharen und Äxten ließen sich der Feldbau und das Roden effizienter bewerkstelligen. Aber auch mit den Schwertern der Kampf um den Bodenbesitz. Im November 1950 kam bei einer schüchternen Probegrabung des Bodendenkmalpflegeamts auf dem Blammerberg eine mit zahlreichen Scherben, Hüttenlehmbrocken und Tierknochen durchsetzte Brandschicht zum Vorschein, die auf eine Besiedelung des Hügels während der sogenannten Hallstattzeit, der ersten Phase der Eisenzeit, schließen ließ. Nun konnte im Buch der Weil der Städter Vorgeschichte ein bis dahin fast unbekanntes Kapitel aufgeschlagen werden. Die Siedlung war an der Westkante durch Wälle und Gräben geschützt. Auch bei der Planmühle und beiderseits der Bahnlinie auf den Gewannen *Schießrain* und *Hochstraße* sowie bei der Laurentiuskapelle im *Talacker* wurden Scherben aus dieser Kulturepoche des 6. vorchristlichen Jahrhunderts gefunden. Leider wurden diese Gelände, die noch mehr Funde erwarten ließen, danach nicht mehr untersucht, da es am Ort keinen ehrenamtlichen Beauftragten des Landesdenkmalamtes gab. Das Gefundene stammt aus derselben Zeit, der auch das Fürstengrab von Hochdorf im Strohgäu zugehört.<sup>8</sup> Auch im benachbarten Renningen gab es einen solchen Großgrabhügel, den „Lehenbühl“, der aber ohne archäologische Untersuchung dem Häuslesbau zum Opfer fiel.<sup>9</sup> Im nahen Strohgäu wurden rund 150 Fundstellen von Zeugnissen dieser Kultur registriert.

Was diese Kultur allerdings von allen vorigen im südwestdeutschen Raum unterscheidet, ist die Tatsache, dass sie als Erste aus der vorgeschichtlichen Anonymität heraustritt und mit einem Volksnamen in Verbindung gebracht wird, der durch schriftliche historische Quellen beurkundet ist: den Kelten. Es hat sich in der Archäologie eingebürgert, in den beiden Epochen der Eisenzeit - der Hallstatt- und der La Tène-Zeit - das eigentliche „keltische Zeitalter“ zu sehen. Die Kelten werden als ethnische Gruppe mit gemeinsamer materieller Kultur betrachtet. Daneben werden sie aber von der Linguistik als Gemeinschaft der keltisch Sprechenden definiert, deren Grundsprache aus den heute noch lebenden keltischen Sprachen in groben Zügen rekonstruiert werden konnte. Nun erhebt sich aber die Frage: Sind die Kelten der Archäologen identisch mit den Kelten der Sprachwissenschaftler ?

Ein weiteres Problem ist die Periodisierung. Die Archäologen lassen eine neue Kulturperiode immer dann beginnen, wenn z.B. ein markanter Wechsel der Keramiktechnik oder der Bestattungsbräuche vorliegt. Im Falle der Kelten ist es der Moment, wo das Eisen als neuer Werkstoff zur Bronze hinzutritt. Das bedeutet aber nicht zwingend, dass damit auch eine neue ethnische Gruppe eine ältere ablöst. Warum sollten die Träger der unmittelbar vorausgehenden Urnenfelderkultur, die den Gebrauch des Eisens noch nicht kannten, nicht auch schon „Kelten“ z.B. im linguistischen Sinn gewesen sein?<sup>10</sup> Aber man hat schon lange die Vorstellung aufgegeben, dass die Kelten ein „Volk“, eine Nation mit gemeinsamer staatlicher Organisation waren. Es ist wohl eher so, dass eine Vielzahl von Stämmen nebeneinander existierte, die unterschiedliche keltische Dialekte sprachen.

Erschwerend kommt noch hinzu, dass die Kelten keine eigene Schriftkultur hatten und uns Nachgeborenen deshalb selbst so gut wie nichts über ihr Denken, ihr Tun und ihre Sprache hinterließen. Es gibt nur vereinzelte Inschriften, keine umfangreicheren Texte in einer altkeltischen Sprache. Alle übrigen schriftlichen Informationen über sie – auch der Volksname gr. „keltoi“ – stammen aus den spärlichen und unpräzisen Berichten antiker griechischer und römischer Autoren, die sie ihrerseits auch wieder aus zweiter Hand, z.B. von reisenden Kaufleuten, hatten. Kein Homer hat die Mythen der Kelten aufgezeichnet, kein Herodot ihre Historie protokolliert. Das meiste über sie wissen wir paradoxerweise von dem, der entscheidend dazu beitrug, das Ende ihrer Kultur zu besiegeln. Sein Name: Julius Caesar.

### ***Die früheste Spur der Namen – die Würm***

Die Erdwälle auf dem Blammerberg und die spärlichen Fundstücke sind also bislang die wenigen sichtbaren Relikte, welche Asterix & Co. auf der Weiler Flur hinterlassen haben. Dazu kommt noch ein einzelner Münzfund, ein sogenanntes Regenbogenschüsselchen, aus spätkeltischer Zeit (1./2. Jahrhundert v. Chr.), dessen genauer Fundort nicht mehr bekannt ist.<sup>11</sup> Die Scherben sind zwar handfeste und dauerhafte Zeitzeugen, denen die Archäologen beachtliche Informationen entlocken, aber leider können sie eines nicht: Sie können nicht sprechen. Da treten nun den Ausgräbern die Sprachwissenschaftler zur Seite, die eine zwar viel vergänglichere Spur verfolgen, die aber dennoch tief in grauer Vorzeit wurzelt. Es ist die Spur der Namen.

Von alters her haben die Menschen, um sich in ihrer Umwelt zurechtzufinden, geographische Erscheinungen nicht nur mit allgemeinen Gattungsnamen wie Berg oder Fluss bezeichnet, sondern ihnen Eigennamen gegeben wie Alb oder Pf und Neckar oder Enz. Besonders die Flüsse und Bäche als markante, die Landschaft gliedernde Elemente wurden mit Eigennamen belegt. Bei dieser Personifizierung könnte auch die religiöse Vorstellung eine Rolle gespielt haben, dass die Flüsse Gottheiten sind, die verehrt wurden. Diese Flussnamen erwiesen sich als extrem langlebig. Denn wenn sich neue Völkerschaften irgendwo ansiedeln, übernehmen sie erfahrungsgemäß die Flussnamen der Altbevölkerung, wie wir das später von den europäischen Kolonisten in Amerika und Afrika kennen, wenn sie die Namen der Urbevölkerung übernahmen: Mississippi, Orinoco, Kongo.

So haben die Sprachwissenschaftler festgestellt, dass die meisten größeren Flüsse in den Flussgebieten des Neckars, des Oberrheins und der oberen Donau ihre heutigen Namen schon getragen haben müssen, bevor unsere germanischen Vorfahren in dieses Gebiet einwanderten. Also, so könnte man schlussfolgern, müssen sie keltischen Ursprungs sein. Aber so einfach ist es nicht, denn wegen der – wie bereits erwähnt - extrem schlechten schriftlichen Überlieferung der keltischen Sprache ist es meist nicht möglich, eindeutig zu entscheiden, ob ein vorgermanischer Flussname keltisch ist oder aus einer anderen Sprache stammt. Nur bei einigen wenigen, wie z.B. Ammer und Kocher, ist der keltische Ursprung ziemlich gesichert. Gesichert ist aber auch, dass sich viele unserer Flussnamen auf eine indogermanische Wurzel zurückführen lassen. Dafür konnten die Sprachwissenschaftler, allen voran der Tübinger Indogermanist Hans Krahe, auf Grund der von ihnen erarbeiteten sprachgeschichtlichen Gesetzmäßigkeiten den Nachweis erbringen.<sup>12</sup> Das heißt, dass diese Flüsse ihre Namen von Angehörigen eines Volkes der großen indogermanischen Sprachfamilie bekamen, das vielleicht schon in der Bronzezeit zuwanderte. Ob das Kelten, Illyrer oder Italiker waren, lässt sich nicht mehr entscheiden. Entscheidend ist nur, dass die Namen einen diesen Sprachen gemeinsamen Kern besitzen und dass sie keine frei erfundenen Lautgebilde sind, sondern eine konkrete Bedeutung haben, die im Wortfeld Wasser, fließen, Fluss usw. liegt.

Wir können die Probe aufs Exempel am Namen des wichtigsten Gewässers unserer Landschaft machen, der Würm. Der Name erscheint zum ersten Mal 1075 im „Hirsauer Formular“, einer Urkunde aus der Hofkanzlei Kaiser Heinrichs IV.<sup>13</sup> Dort ist die Rede von einem Gau namens „Wiringowa“. Dem ortsunkundigen königlichen Kanzlisten muss hier ein Schreibfehler unterlaufen sein. Es hätte richtig „Wirmgouwa“, d.h. Würmgau, heißen müssen, folglich auch der Name des Flusses „Wirm“. Genauso wie ihn auch heute noch die mit Würmwasser Getauften aussprechen. Die heutige Form „Würm“ ist eine sprachgeschichtlich falsche Schreibweise, die - ganz „gebildet“ – glaubt, das vermeintlich mundartliche „i“ dem gerundeten schriftdeutschen „ü“ angleichen zu müssen, wie bei „Stürmen“ oder „Würmern“. Weil der Stadts erster Chronist, Sigmund Friedrich Gehres, schrieb, dass der Fluss wegen seines, „der Krümmung eines kriechenden Wurms ähnlichen Laufes, die Würm genannt wird.“<sup>14</sup> Das war zwar gut gemeint, aber wissenschaftlich nicht haltbar.

Als deutscher Name ist die „Wirm“ nicht zu deuten, da in den germanischen Sprachen kein solches Wort überliefert ist. Ebenso findet sich kein keltischer Beleg. Man hat aber eine indogermanische Wurzel erschlossen: \**uer* mit der Bedeutung ‚befeuchten, nass, Wasser, Fluss‘, auf die übrigens auch das lateinische Wort *urina* ‚Harn‘ zurückgeht. Eine Erweiterung der Wurzel durch *-mina* ergab die Urnamensform der Würm: \**Wermina*.<sup>15</sup> Im Germanischen hat dann das *i* der 2. Silbe auf das *e* der 1. Silbe abgefärbt und aus der \**Wermina* wurde eine \**Wirmina*. Wegen der typischen germanischen Betonung auf der 1. Silbe schwand allmählich die Endsilbe und so blieb schließlich in der germanischen Tochtersprache Althochdeutsch die „Wirm“ übrig. Auch die bayerische Namensschwester, von der die Würm-Eiszeit ihren Namen hat, gehört hierher, ebenso die Wehra im Schwarzwald, aber auch eine Wirma in Litauen und vielleicht der Var in Südfrankreich. Das Fazit: Der Name des Flusses Würm ist unser ältester geographischer Name. Seit unvordenklichen Zeiten wurde er von Generation zu Generation an die Nachwelt mündlich weitergegeben. Genauso wie die Namen seiner „Vorgesetzten“ in der Flusshierarchie: die \**Nagaltha* (heute Nagold), die \**Antja* (alias Enz), der \**Nikros* (unser Neckar) und der \**Reinos* (Vater Rhein).

### ***Die Hinterlassenschaft der Römer und Alamannen***

Wie müssen wir uns nun aber die Landschaft an der Würm in der Antike vorstellen? Auch ohne die Stützung durch Bodenfunde kann man davon ausgehen, dass die Besiedlung während der Keltenzeit wesentlich dichter geworden war. Ob es sich bei der Anlage auf dem Blammerberg um eine jener „Viereckschanzen“ handelt, die man neuerdings nicht mehr als Kultanlagen, sondern als Gutshöfe betrachtet, ist leider nie eingehend wissenschaftlich untersucht worden. Die Kelten betrieben im Neckarland umfangreichen Ackerbau. Doch dann verließ gegen Ende des 2. Jahrhundert v. Chr. ein großer Teil der keltischen Helvetier unter dem Druck anrückender Germanenstämme Südwestdeutschland. Die Felder lagen brach. In den Tälern wuchsen die gerodeten Auenwälder nach. Pollenanalysen haben gezeigt, dass der Anteil des Blütenstaubs von Unkräutern und Pionierhölzern, wie Hasel, Birke, Erle und Weide stark zunahm.<sup>16</sup> Das änderte sich aber wieder, als die Römer ab 15 v. Chr. das Land für die nächsten Jahrhunderte in Besitz nahmen. Das Besiedlungsvakuum der „Helvetier-Einöde“ füllte sich wieder mit gallo-römischen Händlern und Handwerkern sowie dem Multi-Kulti-Mix der Besatzungssoldaten. Zur Versorgung der Truppen wurde der Getreideanbau als Überschusswirtschaft intensiviert. Die Hauptgetreidearten waren Spelzgerste, Dinkel und Saatweizen.<sup>17</sup> Dafür mussten wieder die Wälder gerodet werden. Die Folge waren Erosion und Bodenabschwemmungen. Dazu kam „die kürzere Dauer der Brache sowie der verbesserte Einsatz eiserner Ackergeräte“.<sup>18</sup> Dies alles führte zu erheblichen Veränderungen der Landschaft, insbesondere der Flusstäler.

Römische Siedlungsreste sind zwar auf der Gemarkung bislang nicht gefunden worden. Aber in der unmittelbaren Umgebung kamen schon seit dem 19. Jahrhundert immer wieder Überreste römischer Gutshöfe zu Tage, z.B. bei Münklingen und Hausen. Das Stadtmuseum besitzt eine eiserne Zieheimerkette und eine Pflugschar ohne identifizierbaren Fundort. 1853 fand ein Malmsheimer Bauer auf der Flur Fautsäcker im Rankbachtal einen Steintisch. Im Garten des Kapuzinerklösterle sollen um 1850 römische Münzen gefunden worden sein.<sup>19</sup>

Die beharrlichste Spur haben die Römer hier aber im Ortsnamen *Weil* hinterlassen. Parallel zum Ausbau der Grenzbefestigung des Limes war dessen Hinterland durch ein Wege- und Straßennetz und durch den Bau von Gutshöfen mit ausgedehnten Feldfluren erschlossen worden. Ein solches Landgut, dessen lateinische Bezeichnung *villa rustica*<sup>20</sup> lautete, muss auch auf dem Areal der heutigen Stadt gelegen haben. Als dann im 3. Jahrhundert die germanischen Alamannen in das Land hinter dem Limes eindrangen und die Römer ihr Besatzungsgebiet aufgaben, dürfte auch diese Villa zerstört worden oder allmählich zerfallen sein, da die Germanen meistens die Steinhäuser der Römer als Wohnstätten mieden.<sup>21</sup> Aber das Wort *villa* „haftete“ wohl noch an den Gebäuderesten.<sup>22</sup> Dass der Name des Platzes nach dem Abzug der Römer nicht vergessen wurde, könnte damit erklärt werden, dass vielleicht noch Reste der gallorömischen Bevölkerung als Minderfreie auf den Höfen der alamannischen Zuwanderer lebten und den Namen an diese weitergaben. Dabei war *villa* zunächst noch ein Appellativum (Gattungsname) mit der Bedeutung ‚Ruine eines Gutshofs‘ und noch kein Eigenname. Im Mund der Alamannen, die einen althochdeutschen Dialekt sprachen, wurde dann aus dem lateinischen *villa* (mit langem i gesprochen) der Eigenname *Wile*, der das Flurstück bezeichnete, wo sich einst der Gutshof befunden hatte. Otto Eisenstuck hat im alamannischen Siedlungsraum insgesamt 35 mit ‚*weil*‘ gebildete Ortsnamen und 23 Flurnamen nachgewiesen. Das Überleben dieses Namens dürfte ein indirekter Beweis für die kontinuierliche Besiedlung sein. Denn wie hätte er in einer urkundenlosen Zeit weitergegeben werden sollen, wenn hier eine Zeitlang niemand mehr gelebt hätte? Nota bene: Von der alamannischen Landnahme bis zur ersten schriftlichen Dokumentation des Namens *Wile* (1075) verstrichen rund 800 Jahre!

Bodenfunde aus der frühalamannischen Zeit nach der Landnahme gibt es hier nicht wie drüben in Renningen, wo in den Neuwiesenäckern ein Dorf des 4. und 5. Jahrhunderts ergraben wurde. Trotzdem haben die neuen Herren höchst resistente sprachliche Duftmarken gesetzt, indem sie ihren neuen Siedlungen alamannische Namen gaben. Der König hatte das eroberte Land unter die Bauernkrieger aufgeteilt, die ihm Gefolgschaft geleistet hatten. Sie benannten diese Wohnplätze, in denen jeweils ein blutsverwandter Personenverband nebst Halbfreien und Unfreien lebte, häufig nach dem Sippenoberhaupt oder vielleicht auch nach dem Gründer der Siedlung, der z.B. *\*Marchilo*, *\*Mûcho* oder *\*Rândo* hieß. Der Ortsname wurde dann durch Hinzufügung der Ableitungssilbe *-ingen* gebildet, die im Dativ Plural steht und ausdrückt, dass man sich an besagtem Ort „bei den Blutsverwandten des *\*Marchilo*, *\*Mûcho* oder *\*Rândo*“ befindet, also in Merklingen (*Marchilingan*), Münklingen (*Muclingan*) oder Renningen (*Raantingen*). Daneben entstanden Ortsnamen auf *-heim*, die nicht den Personenverband nannten, sondern den Wohnort des Sippenhauptes selbst, z.B. Malmsheim (*Malbodesheim*), die „Siedlung des Malbôt“, oder Simmozheim (*Sigimundesheim*), die „Heimat des Sigimund“. Früher glaubte man, die *-ingen*-Orte seien Gründungen der Alamannen, alle *-heim*-Orte aber fränkischen Ursprungs. Das ist so nicht haltbar, da die *-ingen*-Orte im ganzen deutschen Sprachgebiet vorkommen.<sup>23</sup> Auch die Frage, wann diese Siedlungen gegründet wurden und ob der *-ingen*-Typ der ältere ist, konnte bisher nicht geklärt werden.

Nach dem Exodus der Römer und während der unruhigen Zeit der Völkerwanderung war das Land zunächst dünn besiedelt gewesen. Die Ackerflächen der Großgüter, auf denen die Römer marktorientiert Getreide für die Heeresversorgung in Monokultur und durch Sklavenarbeit produziert hatten, wurden nicht mehr bestellt. So eroberte sich der Wald – das haben Pollenanalysen gezeigt – allmählich wieder altes Terrain zurück. Vor allem Buche, Hainbuche und Birke waren im Vormarsch. Die alamannischen Bauern betrieben Ackerbau nur für den Eigenbedarf. Ihr Getreidespektrum war breiter. Gerste spielte die Hauptrolle, nicht zuletzt wegen der Bierherstellung. Linsen und gesammeltes Wildobst bereicherten den Speisezettel.

24

Die einzigen frühmittelalterlichen Funde, die auf der Weiler Gemarkung gemacht wurden, stammen aus den rund 80 Gräbern eines Reihengräberfriedhofs in den Gewannen *Wirschig* und *Waldenberg*, die in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von Dietrich und Eugen Mannsperger geborgen wurden. Die schönen Fundstücke, vor allem Waffen, Schmuck und Keramik, sind in unserem Stadtmuseum ausgestellt. Das Kriegerische hatte bei diesen Bauernkriegern gegenüber dem Bäuerlichen den höheren Stellenwert. Denn landwirtschaftliches Gerät als Grabbeigabe fehlt weitgehend. Durch ostgotische Münzen, die man drei toten Kriegerern unter die Zunge gelegt hatte, konnten die Funde auf das späte 6. Jahrhundert datiert werden. Das dazu gehörige Dorf blieb unentdeckt. Man hat es auf Grund des Flurnamens *Langgasse* südlich der Stadt vermutet. Durch den Bau der Bahnlinie und die Expansion der Stadt sind aber die Spuren verwischt worden. Auch am *Eselspfad* unweit des Blammerbergs stieß man auf Spuren einer Siedlung aus dieser Zeit.

### ***Frankenherrschaft, Grundherrschaft, Kirchenherrschaft***

Das 6. Jahrhundert brachte einschneidende politische, gesellschaftliche und religiöse Veränderungen, die sich auch auf die Landschaft und das Siedlungsprofil auswirkten. Das politische Hauptereignis war die schrittweise Unterwerfung Alamanniens durch die Franken. Nachdem Chlodwig I. aus dem fränkischen Königsgeschlecht der Merowinger schon 496 und 506 die Alamannen besiegt hatte und zum Christentum übergetreten war, wurde 30 Jahre später das nördliche Alamannien und damit auch unsere an der Stammesgrenze liegende Gegend dem fränkischen Reich einverleibt. Mitte des 7. Jahrhunderts, nachdem alle Expansionsversuche der Alamannen gescheitert waren, begann dann der Binnenausbau des dünn besiedelten inneralamannischen Raums. Dabei entstanden „nach römisch-fränkischem Vorbild“<sup>25</sup> die Gemarkungen, in denen jeweils das Familienhaupt den „Zwing und Bann“ ausübte. Die Grenzen dieser Gemarkungen sind bis zur Gemeindereform 1972/75 im Wesentlichen gleich geblieben. Man nimmt an, dass ursprünglich die gesamte Gemarkung dem Familienverband gemeinsam gehörte. Im Laufe der Zeit wuchs die Zahl der Familien, neben dem Haupthof entstanden neue Gehöfte, weiteres Land wurde urbar gemacht. Allmählich ging dieses in das Sondereigentum einzelner Hofbesitzer über, deren Äcker in „Gemengelage“ über die ganze Gemarkung verstreut lagen. Man fasste die Äcker in Gruppen zusammen, die so genannten *Gewanne*, und gab ihnen zur besseren Orientierung Namen, die *Flurnamen*. Der Begriff *Gewann*, mhd. die „*gewande*“, geht auf das Wenden des Pfluges an der Ackergrenze zurück.

Vieles spricht dafür, dass das Dorf *Wile* und die Orte gleichen Namens in dieser Phase entstanden sind, da die „Urdörfer“ der Umgebung (z.B. Merklingen oder Renningen) wegen des Bevölkerungszuwachses expandieren mussten. Es wurde auch schon vermutet, dass man der relativ großen Gemarkung Merklingen einst die relativ kleinen Gemarkungen Malsheim, Weil und Hausen aus den Rippen geschnitten habe.

Die zweite einschneidende gesellschaftliche Neuerung des 7. und 8. Jahrhunderts, die auch das Gesicht der Landschaft beeinflusste, war die Entstehung des Systems der Grundherrschaft. Im Gräberfeld *Wirschig* ließ sich an den unterschiedlich reichen Beigaben bereits eine soziale Staffelung ablesen. Besonders eine kleine Gruppe von Gräbern lag separat am Rande des Friedhofs auf Grundstücken der Hindenburgstraße. Es könnte sich um die herausgehobene Stellung einer lokalen alamannischen Familie oder einer zugezogenen fränkischen Sippe gehandelt haben, die vor Ort in eine herrschaftliche Position gelangt war, z.B. weil sie vom König als Lohn für Gefolgschaftsdienst im Krieg mit Landbesitz im Grenzland zwischen den beiden Stämmen belohnt worden war. So entwickelte sich im Merowingerreich allmählich eine neue adelige Oberschicht von Grundherren, die ihren freien Besitz, das „Allod“, teils selbst bewirtschafteten, teils an abhängig gemachte Bauern verliehen, die als Gegenleistung zu Naturalabgaben und Frondiensten auf dem Herrenhof verpflichtet waren. Diese Grundherren besaßen in vielen, oft weit verstreuten Dörfern Höfe, die sie von einem zentralen „Fronhof“ aus durch einen „Meier“ verwalten ließen. Althochdeutsch *frô* ‚Herr‘ ist das schon im Mittelalter durch „Herr“ ersetzte männliche Pendant zu *frouwa* ‚Herrin‘, woraus *Frau* entstand, und *Meier* geht auf lat. *maior domus* ‚Oberaufseher eines Hauses‘ zurück, von dem auch frz. *maire* und engl. *mayor* ‚Bürgermeister‘ stammt<sup>26</sup>.

Unsere sprachliche Spurensicherung liefert zum Kapitel Grundherrschaft drei aufschlussreiche Belege. Zwei finden wir in einer Schenkungsurkunde von 1287 zusammen mit unseren 17 ältesten urkundlich überlieferten Flurnamen.<sup>27</sup> Da ist zum einen die *Maierinhalde*, ein Gewann in Hanglage, abgeleitet von ahd. *hald* ‚geneigt‘. Deren Lage ist nicht mehr bekannt. Zum anderen gibt es vor der südlichen Stadtmauer die Flur *Brühl*, die in der Urkunde als *rintbruil* (Rindbrühl) erscheint. Dort kann man heute noch auf dem *Brühlweg* entlang der *Brühlwiesen* zur Würm spazieren. Dass dieser Name in Württemberg 521 mal vorkommt, ist kein Zufall, da Brühl die Standardbezeichnung für die Wiesen des Fronhofs war, die unmittelbar am Dorfrand lagen und oft fast das ganze Dorf umsäumten.<sup>28</sup> Auch in Merklingen, Münklingen und Hausen gibt es diesen Flurnamen. Das Wort bezeichnet eine feuchte, buschige Wiese und ist aus lat. *brogilus* entlehnt, das auf ein keltisches *\*brogilo* zurückgehen soll. Verwandt damit ist übrigens ein anderes Wort für feuchtes Gelände: *Bruch* (wie in *Oderbruch* und *Bruchsal*) und niederl. *broek* (wie in *Brooklyn*, das die holländischen Kolonisten nach ihrer Heimatstadt Breukelen benannt hatten und die Engländer ihrem Wort *brook* ‚Bach‘ anglichen). Der dritte, allerdings wesentlich spätere und daher nicht so verlässliche Beleg ist der Flurname *Fronhof*, mit dem noch 1436 ein Garten *an des Spitals Wiesen* bezeichnet wird.<sup>29</sup>

Die dritte große gesellschaftliche Veränderung mit nachhaltigen Folgen neben dem Verlust der politischen Selbstständigkeit der Alamannen und der Entstehung der Grundherrschaft war die allmähliche Christianisierung der Alamannen, die um 560 zögerlich begann und sich bis ins 8. Jahrhundert hinzog. In den hiesigen Reihengräbern wurden keine Anzeichen eines Glaubenswechsels, z.B. in Form der bekannten Goldblattkreuze, gefunden, die, auf einen Schleier genäht, den Toten aufs Gesicht gelegt wurden. Dagegen sind sichere, aber seltene Zeugen dafür, dass das Christentum dauerhaft Fuß gefasst hatte, die ersten aus Stein erbauten Kirchen, die sich die zum christlichen Glauben bekehrten Grundherren auf ihrem eigenen Grund und Boden errichteten. Aber meist liegen die Überreste dieser frühen Gotteshäuser kaum zugänglich unter den heutigen Kirchen. So stieß man in St. Peter und Paul bei Bauarbeiten 1940 auf Fundamentreste einer Apsis, die aber damals während des Krieges nicht wissenschaftlich untersucht werden konnten. Ein Hinweis auf fränkische Missionierung ist auch der Merklinger Kirchenheilige St. Remigius, der als Täufer des Merowingerkönigs

Chlodwig I. verehrt wurde. Es könnte die Eigenkirche eines fränkischen oder bekehrten alamannischen Grundherrn gewesen sein.

Lagen bisher die Gehöfte in Gruppen auf der Gemarkung verstreut, so übten nun die Kirchen beim Herrenhof eine Magnetwirkung aus. Die Höfe scharten sich jetzt wie die Küken um die Glucke. Die Bestattungen wurden zur Kirche hin verlagert, die Gräberfelder auf der Flur aufgegeben. Vor allem legte man nun die Toten nicht mehr bis zu den Zähnen bewaffnet samt Familienschmuck und halbem Hausrat ins Grab. Ihren gesellschaftlichen Rang musste die Elite ja nicht mehr durch persönlichen Kriegsruhm unter Beweis stellen, weil man nun allein schon durch Geburt der Adelschicht angehörte. Auch ging die letzte Reise des Getauften nicht mehr gen Walhalla. Deshalb fand die Kirche, dass die vergrabenen Schätze doch besser als fromme Stiftung für das Seelenheil verwendet werden sollten. Und damit hörte auch die Spur der Scherben auf.

### ***Das Erbe der Mönche***

Zu den Trägern der Christianisierung traten neben die adeligen Grundherren und die Amtskirche nun noch die Klöster hinzu. Zentrum der Missionierung für den rechtrheinischen Teil des fränkischen Bistums Speyer, zu dem Weil jetzt gehörte, war das um 655 gegründete Kloster Weißenburg. Die Mönche aus dem Unterelsass bekamen, höchstwahrscheinlich aus königlichem Besitz, das Dorf Renningen, wo sie eine typische grundherrschaftliche „Villikation“ einrichteten, d.h. einen großen Fronhof mit einer Anzahl abhängiger Bauernhöfe, der zugleich als Stapelplatz Bindeglied zwischen dem Kloster und dessen Herrenhöfen in Oberschwaben war. Daher setzt die urkundliche Überlieferung in Renningen schon drei Jahrhunderte vor der in Weil ein.

Auf klösterliche Grundherrschaft könnte ein Flurname hindeuten, der sowohl auf der Renninger Gemarkung als auch angrenzend auf der von Weil vorkommt und der jüngst zu einer vorübergehenden Berühmtheit gelangte: der *Mönchsloh*. Nur lässt sich heute nicht mehr entscheiden, welchen Mönchen einst das Gelände gehörte. Dem Kloster Weißenburg kam sein Renninger Besitz schon 985 durch den „salischen Kirchenraub“ abhanden. Das Reformkloster Hirsau tritt als Grundherr in Weil erst im 11. Jahrhundert auf den Plan. In jener schon erwähnten Urkunde von 1287, in der die Witwe Adelheid von Weil dem Zisterzienserkloster Herrenalb Schenkungen macht, erscheint der Flurname *Mönchsloh* zwar nicht, aber es werden drei Morgen Acker *an der Rînstraze* genannt. Diese „Rheinstraße“ verläuft bis zum heutigen Tag oberhalb des Gütlerhofs etwa in Süd-Nord-Richtung als geteeter Feldweg unter dem Namen *Rheinsträßle* quer durch die Flur *Mönchsloh*. Sie ist Teil der wichtigen mittelalterlichen Fernstraße *Via Rheni*, die von Augsburg über Ulm nach Speyer führte. Der Abschnitt in unserer Gegend verlief von Lustnau durch den Schönbuch über Dagersheim zum Ihinger Hof und von dort weiter über Malmsheim und Heimsheim nach Dürrmenz und schließlich über Bretten in die Rheinebene. So könnte also der Besitzerwechsel des Geländes *an der Rheinstraße* vom Weiler Ortsadel zu den herrenalbischen Mönchen eine Neubenennung der Flur verursacht haben. Aber das ist nur eine Vermutung.

Dafür gibt aber der zweite Wortteil *-loh* einen aufschlussreichen Hinweis auf das einstige Erscheinungsbild der Landschaft. Heute ist der *Mönchsloh* unbewaldet, früher war er ein „Loh“, d.h. ein lichter Wald, der oft am Rand der un bebauten Flur lag und auch zur Waldweide genutzt wurde. Er kommt bei uns recht häufig vor, z.B. gibt es in Malmsheim den *Schönloh*, beim Ihinger Hof den *Kirrlöh*, der einst der Kirche gehörte. Auch in Ortsnamen hat er sich erhalten, wie z.B. *Buchloe*, *Gütersloh*, *Iserlohn*, *Degerloch* oder *Haigerloch*, sowie im Landschaftsnamen *Hohenlohe*. Wir finden dieses alte Wort auch in anderen germanischen Sprachen: im Niederländischen (z.B. *Waterloo*, *Venlo* oder im Königspalais *Het Loo*), im

Norwegischen (z.B. *Oslo*, der Hain der Asen) und vor allem in den zahlreichen englischen Ortsnamen auf *-ley* (z.B. *Bromley* oder *Henley*), welche die esoterischen Geomanten zu ihren Ley-Linien inspiriert haben.

Um das Jahr 1075 endete auch für Weil die urkundenlose Zeit. Durch das „Hirsauer Formular“, das uns schon im Zusammenhang mit dem Erstbeleg der *Würm* und des Ortsnamens *Wile* begegnet war, gewinnen nun erstmals die bis dahin anonymen Grundherren von Weil Kontur: das mächtige Hochadelsgeschlecht der Grafen von Calw und das Reformkloster Hirsau, dem die Calwer beträchtlichen Grundbesitz zu Weil sowie die beiden kleinen Siedlungen *Blanda* und *Greckenbach* geschenkt hatten. *Blanda* war nach dem gleichnamigen Bach genannt worden, dem heutigen *Rankbach*, der bei der *Blandmühle* (heute Planmühle) in die *Würm* mündet. *Blanda* bedeutet „die Trübe, Dunkelfarbige“ und wird von der indogermanischen Wurzel *\*bhlendh* ‘undeutlich, trübe sein’ hergeleitet.<sup>30</sup> Den heute verschwundenen Weiler *Greckenbach* (zwischen Predigtplatz und B 295) deutet der Ortsnamenforscher Lutz Reichardt als ‚Siedlung am Bach des *\*Grecke*‘, wobei *Grecke* eine alte Bezeichnung für ‚vertrockneten Augenschleim‘ ist. Dahinter könnte sich also der Beiname eines triefäugigen Inhabers verbergen.<sup>31</sup> Genauso wie der Weiler ist auch der Bach verschwunden, sei es dass er im Bereich einer geologischen Verwerfung in den Untergrund abgetaucht ist, sei es dass er von der Straße überbaut wurde. Der Name der abgegangenen Siedlung *Talacker* erscheint erstmals in Hirsauer Urkunden des 12. Jahrhunderts, wo sie im Besitz eines örtlichen Adelsgeschlechts ist (*Gunderat de Dalacker*). Es wurde vermutet, dass der Ort eine fränkische Gründung und die ehemalige Kirche St. Laurentius die Ursiedlung von Weil sei.<sup>32</sup> Der Kirchenpatron deutet auf die Zeit der Ottonen. Der Kult um den populären Erzmärtyrer Laurentius nahm nämlich einen starken Aufschwung, nachdem Kaiser Otto I. die Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn am Laurentiustag (10. August 955) gewonnen hatte. Denselben Kirchenheiligen hatte in unserer Gegend außer Maichingen, Flacht, Höfingen und Hemmingen auch noch der Weiler *Ihingen*, der auf Grund seines Namens aber nicht verleugnen kann, dass er zu den ganz frühen Flecken gehört und einstmals vom Clan eines noch ungetauften *\*Iho* bewohnt wurde.

### ***Esch, Zelg und Gewinn***

Unterdessen sind wir nun unversehens vom frühen ins hohe Mittelalter geraten, was vor allem daran liegt, dass zwischen dem wahren Alter eines historischen Ereignisses und dem Datum seiner ersten schriftlichen Fixierung oft ein beträchtliches Zeitloch klafft. Manches ist auch gar nicht fixiert. Wie zum Beispiel die Einführung der zelgengebundenen Dreifelderwirtschaft, deren Anfänge von manchen Historikern schon in der Merowingerzeit vermutet wird.<sup>33</sup> Praktiziert wurde diese Nutzungsreform aber mit Sicherheit schon von den karolingischen Klöstern, wie z.B. St. Gallen und Lorsch, das möglicherweise auch Besitz in Weil hatte.<sup>34</sup> Die Römer und Alamannen hatten den Boden in einer Zweifelder- bzw. Feld-Gras-Wirtschaft bestellt, bei der jährlich die Hälfte des Bodens ungenutzt blieb. In dem System der Dreifelderwirtschaft wurde das gesamte Ackerland in drei etwa gleich große Flurteile, die sogenannten „Zelgen“ aufgeteilt, auf denen in jährlicher Rotation zwischen Wintergetreide (Dinkel, Roggen), Sommerfrucht (Hafer, Hülsenfrüchte) und Brache abgewechselt wurde. Die der Fruchtfolge unterstellte Feldflur als Ganzes wurde als der *Esch* bezeichnet. Das alte Wort kommt schon im Althochdeutschen (*ezzisc*) und Gotischen (*atisk*) vor<sup>35</sup> und hat in der „Eschprozession“, dem Flurumgang der Kirchengemeinde, z.B. an Christi Himmelfahrt, das Ende der Dreifelderwirtschaft überdauert. Der nur süddeutsche Begriff „Zelge“ ist von *zelgen* ‚mit dem Pflug bearbeiten‘ abgeleitet, das auf die idg. Wurzel *\*del-* ‚spalten, kerben‘ zurückgeht.<sup>36</sup>

Die Dreifelderwirtschaft brachte höhere Erträge. Der Haferanbau begünstigte die Zucht von Pferden, die nun nicht mehr nur als Reittiere, sondern auch als Zugtiere und beim Ackern mit den schwereren Eisenpflügen eingesetzt wurden. Die verbesserten Erträge hatten einen Zuwachs der Bevölkerung zur Folge. Um den Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken, mussten neue Anbauflächen erschlossen werden. Wir können davon ausgehen, dass zu der Zeit, als die Stauer die Vogtei über das Kloster Hirsau, den Grundherrn des Dorfes Weil, erlangten (1223) und somit berechtigt waren, hier eine Stadt zu gründen, die Kultivierung unserer Landschaft so weit fortgeschritten war, dass es bis ins frühe 19. Jahrhundert keine wesentlichen Veränderungen mehr gab.

Die drei Weiler Zelgen waren *Zelg Talacker* (im Westen der Gemarkung), *Zelg Ihingen* (im Osten) und *Zelg Hochstraße* (im Norden und Süden). Die Ihinger Zelge wird 1533 auch einmal als *Zelg Rythin* bezeichnet<sup>37</sup>, die heute noch in dem Flurnamen *Reute* nachlebt und zugleich bezeugt, dass dies altes Rodungsgebiet ist. Aufschlussreich ist auch, dass die *Reute* neben dem Gewann *Altfeld* liegt. Auch der Name der Zelge *Hochstraße*, erstmals 1287 genannt, erlaubt uns einen tiefen Blick in die frühe Geschichte. Es handelt sich dabei um einen uralten Höhenweg, der vom Neckar bei Börstingen nach Herrenberg und Aidlingen und über die Ostelsheimer Steige ins Würmtal nach Weil der Stadt hinab führte.<sup>38</sup> Durch seine geschotterte Unterlage erhob er sich „hoch“ über die Umgebung. Die alten Fernwege mieden die bewaldeten und sumpfigen oder oft überschwemmten Täler. Das Gewann *Hochstraße*, das der ganzen Zelge ihren Namen gab, ist heute durch das Gewerbegebiet nördlich der Bahnlinie vollständig überbaut.

Die Flurnamenliste der Urkunde von 1287 hat gezeigt, dass die Markung bis an ihre Grenzen urbar gemacht war. Alte Waldungen (*oberloch*, *voutesloche* = Vogtsloh) und Hanglagen (an der *halden*, *lerichensberc*) sind jetzt Ackerland oder für den Weinbau erschlossen (*vinhalde*). Auch die weniger günstigen Lagen werden bestellt: *steinach* (steiniger Platz), *zadelswiese* (*zadel* = Mangel, Hungerleiden) und *horwelache* (*horwe* = Kot, Sumpf; vgl. Ortsname *Horb*). Der Großteil dieser Flurnamen ist nur durch ihre schriftliche Fixierung überliefert, im mündlichen Gebrauch sind sie ausgestorben. Auf Grund des Erbrechts mit Realteilung wurde die Feldflur immer mehr parzelliert. Nur die großen Spitaläcker blieben ungeteilt.

Die Gründung der Stadt im 1. Viertel des 13. Jahrhunderts führte zu einer weiteren Siedlungskonzentration. Die Weiler *Blanda* und *Greckenbach* verschwanden – bis auf die Planmühle – von der Landkarte, ihre Bewohner begaben sich wahrscheinlich unter den Schutz der Stadtmauer. Die Wälder waren bis auf den Stadtwald *Steckental* zurückgedrängt. An den Südhängen westlich der Stadt in den Gewannen *Waldenberg*, *Feuerstein*, *Spätengrund*, *Vögele*, *Ebene* und *Omeishalde*, ja sogar am *Heinrichsberg* wurde Wein angebaut. Heute bewaldete Hügel wie *Hönig*, *Galgenberg* und *Blosenberg* (Nomen est omen!) waren kahl. Mit der aufkommenden Wollweberei in der Stadt wurden Weideflächen für die Schafzucht benötigt. Auf die Tierhaltung deuten auch alte Flurnamen wie *sweicbrunne* (1287; *Schwaigbrunnen* 1533), in dem noch das mittelhochdeutsche Wort *sweige* ‚Viehherde‘ steckt, mit dem im Alpenraum heute noch Sennereien („Schwaige“) bezeichnet werden.

Mehr als 70 alte Weiler Flurnamen aus der Zeit vor 1600 sind in den Lagerbüchern und einzelnen Urkunden überliefert. Kaum die Hälfte davon hat bis heute überlebt. Bei den Vergessenen kennen wir meist nicht einmal mehr die genaue Lage. Einige von ihnen beschreiben einfach die Geländeform, z.B. *Ebene*, *Halde*, *Heide*, *Wanne*, *Spitalweiher*, *Ostelsheimer Steige*, *Renninger Grund* oder *Renninger Backen* und sind in ihrer Bedeutung leicht erschließbar. Oft sind Grund- und Bestimmungswort für sich genommen zwar eindeutig, wie bei der *Wolfsgrube* oder dem *Heinrichsberg* (1533) bzw. *Waldenberg* (1478:

*walderberg*), aber nirgends ist aufgezeichnet, wann man dort noch Wölfe in einer Grubenfalle fing, und nach welchem Träger der Allerweltsnamen „Heinrich“ bzw. „Walther“ der Berg benannt wurde. In manchen Fällen sind die Namen nur verständlich, wenn man die einst an den jeweiligen Orten ausgeübten Tätigkeiten kennt, dass z.B. auf dem *Eselspfad* (1533) einst die mit den Kornsäcken beladenen Packesel zur Planmühle trabten oder dass am *Schießrain*(1527) alle vier Wochen die Bürgerwehr mit ihren Armbrüsten zu Schießübungen zusammenkam. Wie wir schon an den Beispielen *Mönchslöh* oder *Schwaigbrunnen* gezeigt haben, ist häufig auch die Kenntnis untergegangener oder in ihrer Bedeutung veränderter Wörter zum Verständnis notwendig, z.B. dass in der *Schelmengrube* (1533) der Scharfrichter in seiner Funktion als Abdecker den „Schelm“, d.h. die Kadaver verendeter Tiere, vergrub und „abdeckte“. Der Name *Laimthal* (1533) für die Flur hinter der Heiligkreuzkapelle, der uns auch noch in Merklingen als *Leimtel* begegnet, ist ein Kompositum aus ‚Leim‘ (= Lehm) und ‚Telle‘ (= Delle) und bezeichnet eine Grube, aus welcher der Lehm für den Hausbau gewonnen wurde. Oft sind auch praktische Erfahrungen der Bauern mit Kleinklima (*Spätengrund*, 1503, und *Reifenloch*) oder Bodenbeschaffenheit in die Flurnamen eingeflossen: am *Wagenhals* (ein Satzname, entstanden aus: *Wag’ den Hals!*) mit seinen gebogenen Hängen war das Beladen und Abführen der Garbenwagen nicht ungefährlich. <sup>39</sup>

Zuweilen wird man auch durch Wortentstellungen irreführt. Der scheinbar eindeutig nach seinem schlechten Boden benannte *Übelesgrund* entpuppt sich in seiner frühesten Nennung als *im Nibelsgrund* (1533) bzw. *im niblins grund* (1534). Ähnlich ist die Ortsbezeichnung „*am Eusgraben*“ (1534) zum „*Maisengraben*“ zusammengezogen geworden. Auch ist der seltsame Flurname *uff dem Luchs* (1534) kein Hinweis auf ein Vorkommen der seltenen Raubkatze, sondern dahinter verbirgt sich das mittelhochdeutsche *luz* (gesprochen: *luss*), womit ein durch das Los zugefallener Anteil an der Feldmark bezeichnet wurde.<sup>40</sup> Ebenso hat die *Omeishalde* wohl nichts mit Ameisen zu tun, sondern könnte ursprünglich eher eine mundartlich verschliffene Almandeshalde (zu Allmende = Genossenschaftsbesitz) gewesen sein.

Einige Flurnamen verschließen sich allerdings der klaren Deutung. Da ist zum Beispiel der etwas mysteriöse Name *Heugern* (1534: *in Heugern*), heute meist *Häugern* geschrieben. Als mögliche mittelhochdeutsche Wurzeln bieten sich an: 1. *houc* ‚Hügel‘ mit dem nicht belegten Plural *\*höuger*, 2. *heigen* ‚einzäunen, schützen‘ und 3. *heiger* ‚Reiher‘, wenn man diesen auch eher in der feuchten Würmaue platzieren würde. Auch der *Wirschig* (1533: *Wirsich*) ist sprachlich noch nicht erschlossen. Die Gemüsekohlart *Wirsing* (von ital. *verza*) stand jedenfalls hier nicht Pate, da sie bei uns erst seit dem 17. Jahrhundert angebaut wird. Auch das mhd. *wirsic* ‚schlimm, übel‘ macht keinen rechten Sinn, da es sich bei dem Flurstück um gutes Gartenland handelt. Schließlich gibt auch noch der Höhenzug *Hönig* (1534 *Hennig*) sprachliche Rätsel auf. Die beiden mir bekannten Erklärungsversuche sind nicht ganz befriedigend. Lutz Reichardt hat den Ortsnamen „Hönig“ im Ostalbkreis (1360: *Honegge*) wegen des dortigen hohen Bergsporns als „Hoheneck“ erklärt.<sup>41</sup> Immerhin ist unser Hönig die höchste Erhebung der Gemarkung. Das Simmozheimer Heimatbuch deutet ihn als „Honigwald“ (von mhd. *hönic*, einer Nebenform von „honec“). Das benachbarte Gewann *Immental* könnte diese Deutung stützen. Die Lesehaufen auf dem Berg lassen aber eher vermuten, dass er einst unbewaldet war, was andererseits aber nicht immer so gewesen sein muss ...

### **Die Veränderungen bis heute**

Manche Steinriegel auf unserer Gemarkung stehen heute unter Landschafts- oder sogar Naturschutz, die Scherben werden im Museum aufbewahrt oder liegen noch unentdeckt unter der Erde und auch ein Teil der Flurnamen hat überlebt, wenn sie auch für die heutigen

Eingeborenen keine so geläufigen Vokabeln mehr sind wie für ihre agrarischen Vorfahren. Die Zeiten sind längst vorüber, wo schon die Kinder genau wussten, wo das *Winkelmess* oder das *Bezenloch* lag, weil sie das Mittagessen aufs Feld hinaus bringen mussten. Mit Hilfe der Befunde der Archäologie, der Linguistik und der Geschichtsschreibung haben wir versucht, jene stummen Zeugen zum Reden zu bringen, und uns von ihnen erzählen lassen, wie wir unsere heimische Natur in eine Kulturlandschaft verwandelt und uns unserer Umwelt auch sprachlich bemächtigt haben. Nun hat uns diese Zeitreise aber nur bis zum Beginn der Neuzeit geführt. Die Endstation waren die beiden Lagerbücher von 1533 und 1534, die uns zwar kein farbiges Landschaftsbild, aber wenigstens eine Anzahl karger Flurnamen liefern konnten. In den darauf folgenden drei Jahrhunderten hat sich die Landschaft aber wenig verändert.

Die stärksten anthropogenen, d.h. vom Menschen verursachten Eingriffe ins natürliche Terrain erfolgten erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts: 1847 wurde die Gefällstrecke beim Gottesacker entschärft, 1869/72 die Eisenbahntrasse gebaut, 1933 und 1963 die Würm reguliert. Die Flurbereinigung 1889 und 1914 veränderte die in Jahrhunderten gewachsene Ordnungsstruktur der Gemarkung. Alte Bewirtschaftungsformen wie Waldweide und Dreifelderwirtschaft gehörten der Vergangenheit an. Unter dem Einfluss der neuen landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim wurden neue Düngemethoden, die Anblümung der Brache mit Reps und anderen Futterkräutern sowie neue Pflüge eingeführt.

Die spektakulärsten Veränderungen des Landschaftsbildes vollzogen sich im Bereich der Flora. Bis zum Ende des Jahrhunderts verschwanden die Rebstöcke in den seit dem Mittelalter kultivierten Weingärten, dafür prägten nun seit 1820 die üppig grünenden Hopfengärten das Umland der Stadt. Vor allem aber wurde der Waldbestand vergrößert. 1876 begann man mit der Aufforstung der Ödländer auf dem Galgenberg zu einem Forchenwald mit 70 000 Forchen zur „Verschönerung unserer Gegend“<sup>42</sup>. Hauptmotiv war aber die Vermehrung der Nutzholzfläche, da man beschlossen hatte, im Steckental künftig eine nachhaltigere Wirtschaftsform zu pflegen, d.h. beim jährlichen Einschlag alle zuwachs-fähigen Hölzer stehen zu lassen und die abgeholzten Zwischenflächen sogleich wieder aufzuforsten. Durch den Holzverkauf hatte man traditionell das Defizit im Stadthaushalt ausgeglichen, was in manchen Jahren zu starken, dem Nachhaltigkeitsprinzip widersprechenden Holzeinschlägen geführt hatte.

Als 1970 der letzte Hopfenacker aufgegeben wurde, war die Stadt längst nicht mehr jenes Ackerbürgerstädtchen, in dem sich 1920 noch 50 Personen als hauptberufliche Landwirte ins Adressbuch hatten eintragen lassen. Die Feldflur war entsprechend der Ausdehnung der Wohnsiedlung geschrumpft. Schon mit dem Ende der Reichsstadtzeit hatte der Sprung über die Stadtmauer hinaus begonnen. Zuerst waren es nur einzelne Gebäude: 1815 Gasthaus zum König, 1870 Spritzenhaus am Turnplatz (heute Brenzplatz), 1876 Lindenhof, 1889 Brenzkirche, 1893 ff. Wolldeckenfabrik; dann neue Straßenzüge: 1910 ff. Poststraße, 1919 ff. Grabenstraße und nach dem 2. Weltkrieg verwandelte sich schließlich der innere Kranz alter Feldfluren Gewann um Gewann in neue Stadtviertel, deren Namen uns von unserer Zeitreise her noch wohlvertraut sind: *Heinrichsberg*, *Eselspfad*, *Galgenberg*, *Waldenberg*, *Wirschig*, *Blammerberg*, *Hochstraße*, *Schießrain*, *Hägern* und *Renninger Backen*. Waren vor 200 Jahren noch etwa 1,5 % der Gemarkung Wohnfläche, so sind es heute rund 15 % (jeweils ohne die Teilorte). Die Dominanz der Landwirtschaft in der Flur ist merklich zurückgegangen. Verkehrsflächen, Freizeitanlagen usw. haben ein Übriges zum wachsenden Naturverlust getan.

Allerdings hätte es weit schlimmer kommen können. Denn wer erinnert sich noch all der drohenden, aber schließlich doch nicht realisierten Missgriffe der 1960er Jahre: 1963 beabsichtigten Zisterzienser aus der Oberpfalz ein Kloster mit Internat im Galgenbergwald zu errichten, 1966 wollte der Stuttgarter Golfclub Solitude einen Golfplatz auf dem Mittelberg bauen und 1968 träumte ein Leonberger Unternehmer von einem großen Reiterhof im Reifenloch. Auch die 1970er Jahre hatten es in sich: die Landesregierung plante allen Ernstes einen Heckengäu-Großflughafen Stuttgart II beim Ihinger Hof, dann wollte sich die Weltfirma IBM auf dem Mittelberg ansiedeln, im Gewann *innere Nuss* sollte ein Nudistencamp entstehen und die Stadt spielte mit dem Gedanken, zu beiden Seiten der Bundesstraße 295 als „einladende“ Overtüre zur Stadt ein Gewerbegebiet anzulegen. Die 1980er Jahre schließlich schoben solchen massiven Eingriffen einen Riegel vor. 1983 wurden etwa 1400 ha auf der Weiler Gemarkung als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen. Dem ersten Naturschutzgebiet „Merklinger Ried“ (1982) folgten drei weitere: „Kappelwiesen-Beim Roten Brunnen-Salzwiesen“ (1989), „Hacksberg und Steckental“ (1991) und „Mittelberg“ (2000). Dass trotz des verstärkten Umweltbewusstseins immer wieder Rückfälle möglich sind, hat jüngst der „Weiler Bürgerlärm“ um den Mönchsloh gezeigt.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Beschreibung des Oberamts Leonberg, Stuttgart 1852, S.3.

<sup>2</sup> Benannt nach dem Fundort Rössen (Sachsen-Anhalt), wo in den 1880er Jahren ein Gräberfeld dieser Kultur ausgegraben wurde.

<sup>3</sup> Über diese neolithischen Funde berichteten zuerst Dietrich und Eugen Mannsperger in den „Mitteilungen des Heimatvereins Weil der Stadt“, 4.Jg. 1953, Nr.5, und 11.Jg. 1960, Nr.9.

<sup>4</sup> Im Mittelalter hatte man für solche Mühlen noch ein eigenes Wort: die Kürne. Mit der Sache ist dann auch das Wort ausgestorben, hat aber noch im Ortsnamen „Kürnbach“ und im Englischen als „quern“ (Handmühle) überlebt.

<sup>5</sup> Robinson R (2010) Ancient DNA Indicates Farmers, not Just Farming, Spread West. PLoS Biol 8(11).

<sup>6</sup> Ein fächerübergreifender Langzeitversuch der Landesdenkmalpflege zur experimentellen Rekonstruktion eines jungneolithischen Wald-Feldbaus mit Feuereinsatz wird seit 1998 bei Forchtenberg im Hohenlohekreis durchgeführt

<sup>7</sup> Fundberichte aus Schwaben, 1951, 65 und 1952, 135.

<sup>8</sup> Berichte und Mitteilungen des Heimatvereins Weil der Stadt, 2.Jg. 1951, Nr.7 und 8; 6.Jg. 1955, Nr.3.

<sup>9</sup> Ingo Storck u.a., Renningen und Malmsheim. Eine Stadt und ihre Geschichte, Stuttgart 1991, S.17.

<sup>10</sup> Man bezeichnet daher die Urnenfelderleute heute meist als „Protokelten“.

<sup>11</sup> Es befindet sich heute im Württ. Landesmuseum.

<sup>12</sup> Vgl. Lutz Reichardt, a.a.O.; Hans Krahe, Unsere ältesten Flussnamen. Wiesbaden 1964; Dieter Berger, Geographische Namen in Deutschland (Dudenverlag 1993); Albrecht Greule, Die Flußnamen Württembergs: Ergebnisse und Probleme ihrer Erforschung. In: Ortsnamenforschung in Südwestdeutschland. Eine Bilanz. Festkolloquium anlässlich des 65. Geburtstages von Dr. Lutz Reichardt am 10. Dezember 1999. Stuttgart 2000. S.57ff. ; Lutz Reichardt, Ortsnamenbuch des Kreises Böblingen, Stuttgart 2001, S.251.

<sup>13</sup> Württembergisches Urkundenbuch, I, Nr.233, S.279.

<sup>14</sup> Sigmund Friedrich Gehres, Weil's, der Stadt, kleine Chronik, Stuttgart 1809, S.409.

<sup>15</sup> Das Sternchen steht in der Sprachwissenschaft für „rekonstruiert, nicht schriftlich belegt“.

<sup>16</sup> Hans Smettan, Südwestdeutschland in der Antike. In: Imperium Romanum. Begleitband zur Ausstellung des Landes Baden-Württemberg, Esslingen 2005, S.39 ff.

<sup>17</sup> Hans-Peter Stika, Cultura. In: Imperium Romanum, S.290.

<sup>18</sup> Hans Smettan, a.a.O., S.42.

<sup>19</sup> Beschreibung des Oberamts Leonberg, Stuttgart 1930, S.202.

<sup>20</sup> ebda., S.201 f.; Ingo Storck u.a., Renningen und Malmsheim. Eine Stadt und ihre Geschichte, Stuttgart 1991, S.22.

- <sup>21</sup> Karl und Arnold Weller, *Württembergische Geschichte im südwestdeutschen Raum*, Stuttgart 1981, S.29. Aber: Gerhard Fingerlein In: *Die Alamannen. Begleitband zur Ausstellung*, Stuttgart 1997, S.125, relativiert diese Annahme.
- <sup>22</sup> Otto Eisenstuck, „Weil“. In: *Beiträge zur Namensforschung* 4, 1953, S.244 ff.; Lutz Reichardt, *Ortsnamenbuch des Kreises Böblingen*, Stuttgart 2001, S.242.
- <sup>23</sup> In Baden–Württemberg sind –ingen–Orte etwa 2,5 mal so häufig wie –heim–Orte.
- <sup>24</sup> Manfred Rösch, *Ackerbau und Ernährung*. In: *Die Alamannen*, S. 323
- <sup>25</sup> Kurt Böhner, *Beginn des Mittelalters*. In: *Die Geschichte Baden–Württembergs*. Hrsg.v. Reiner Rinker und Wilfried Setzler, Stuttgart 1986, S.52.
- <sup>26</sup> Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 18. Aufl., Berlin 1960, S.215, 470.
- <sup>27</sup> *Württembergisches Urkundenbuch IX 3592 (Januar 1287)*
- <sup>28</sup> Viktor Ernst, *Die Entstehung des deutschen Grundeigentums*, Stuttgart 1925, S.29.
- <sup>29</sup> *Beschreibung des Oberamts Leonberg*, Stuttgart 1930, S.1035 (zitiert aus dem *Spitallagerbuch 1534*).
- <sup>30</sup> Reichardt, a.a.O., S.183.
- <sup>31</sup> ebda. S.85.
- <sup>32</sup> Würdtwein, Stephan, *Subsidia diplomatica ... Tom.10*, Bamberg 1777, S.338.
- <sup>33</sup> Willi A. Boelcke, *Wirtschaftsgeschichte Baden–Württembergs von den Römern bis heute*, Stuttgart 1987, S.28.
- <sup>34</sup> *Codex Laureshamensis*, 3 Bde., hrsg. v. Karl Glöckner, Darmstadt 1929–1936, Bd. I S.132. Zuordnung unsicher wegen der Schreibweise Wilre. Allerdings ist dieser Ort neben Simmozheim verzeichnet.
- <sup>35</sup> Kluge, a.a.O., S.174.
- <sup>36</sup> ebda. S.881.
- <sup>37</sup> *Spitallagerbuch 1534 (Masch.schrift. Kopie S.41)*. Stadtarchiv Weil der Stadt.
- <sup>38</sup> *Beschreibung des Oberamts Leonberg*, Stuttgart 1930, S.242.
- <sup>39</sup> Anton Gall, *Flurnamen und Markungsteile der Stadt Weil*, 1937, S.14.
- <sup>40</sup> *Deutsches Rechtswörterbuch online*; Matthias Lexer, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, Stuttgart 1959.
- <sup>41</sup> Lutz Reichardt, *Ortsnamenbuch des Ostalbkreises I*,307.
- <sup>42</sup> *Wochenblatt für Weil der Stadt 1876*, S.183 und *1879*, S.102.